



Stangneth, Bettina, *Sexkultur*. Mit einem Beiwort von Willi Winkler, Rowohlt, Hamburg 2020, 282 S., geb., 22 €

Mit seinem *Sex ABC* (2016) hat der Doyen der deutschen Sexualwissenschaft, Volkmar Sigusch, vor fünf Jahren den Versuch unternommen, Sexualität in ein Begriffsbrevier zu fassen. Hatte die sexualaufklärerische Generation von 1968 noch „Sex-Atlanten“ unters Volk gebracht (vgl. Haberle, E.J., 1978. *The Sex Atlas: A New Illustrated Guide*), in denen der Geschlechtskörper als noch unerforschte, aber grundsätzlich begehbbare Landschaft erschien, überwiegen inzwischen die Versuche, die sexuelle Ambiguität begrifflich zu vermessen und deren Erscheinungsvielfalt in selbstversichernden oder regulierenden Katastern zu bändigen. Die Sexualwissenschaft, in ihren Anfängen einmal von wissenschaftlichen, meist jüdischen homosexuellen Außenseitern wie Magnus Hirschfeld repräsentiert, bemüht sich inzwischen, soweit sie überhaupt noch im akademischen Lehramt zu finden ist, vor allem mit kassentechnisch abrechenbaren individuellen „Störungen“ und die Gesellschaft bedrohendem Verhalten. Die Philosophie hingegen hat sich von jeher mit dem Sex schwergetan.

Wenn nun also ausgerechnet eine Frau als Philosophin in den Ring steigt, ist das eine doppelte Provokation, denn was hätte dieses angeblich nachholbedürftige Mängelwesen, das gerade im Hinblick auf Sexualität ohnehin stets nur „besprochen“ wurde, zu diesem Gegenstand zu sagen? Die 1966 geborene „unabhängige Philosophin“ – ein Widerspruch in sich – Bettina Stangneth, Kant-Expertin und für ihr Buch *Eichmann vor Jerusalem. Das unbehelligte Leben eines Massenmörders* (2011) von der New York Times hochgelobt, ist sich dieser Aussichtslosigkeit bewusst, wenn sie ihr neues Buch *Sexkultur* mit dem Satz beginnt: „Dieses Buch ist sinnlos.“ (9) Sinnlos, weil es sich nicht laut genug in den geräuschvollen Diskurs über Sex

einmischt, weil sie als Philosophin dort keinen Platz hat und weil sie keine Streitschrift zugunsten dieser oder jener Fraktion an die Klagemauer heftet. Dafür hat sie ein Augengeschenk im Gepäck, Zeugnisse einer uns fremden, im asiatischen Raum entstandenen Sexualkultur, die unsere eigene schon bildlich zurechtrückt und jedes Kapitel *sprechend* einleiten.

Dabei ist das Sprechen über Sexualität, also ihre Rationalisierung, selbst schon Grund des Problems. Denn wie über die erklärtermaßen „natürlichste Sache der Welt“ (49) reden, wenn Natur als „das Andere der Vernunft“ (10) hypostasiert wird, um davon abgrenzend Kultur zu behaupten? Im Unterschied zu anderen Gegenständen, die sich wissenschaftlich klassifizieren lassen, ist die Erfahrung von Sexualität etwas ganz Eigenes. Denn der Mensch *hat* nicht nur einen Körper, sondern er *ist* ihn auch. Als Beobachter kann er sich also nicht einfach von ihm distanzieren. Stangneths Gewährsmann ist dabei nicht Helmuth Plessner, auf den dies zurückgeht, sondern der mehrfach aufgerufene französische Phänomenologe Maurice Merleau-Ponty: „Unser Leib“, wird er zitiert, „ist ein System von Bewegungs- und Wahrnehmungsvermögen“ und genau deshalb „kein Gegenstand für ein ‚Ich denke‘: er ist ein Gegenstand erlebt-gelebter Bedeutungen.“ (44)

Diese doppelte Seinsweise des Menschen – ein für sich erlebbares und gleichzeitig zur Welt ins Verhältnis zu bringendes Wesen – ist der zentrale Ausgangspunkt für Stangneths Überlegungen. Daran schließt sie Betrachtungen über den Natur-Kultur-Dualismus an: „Der schlimmste Aspekt des Natur-Kultur-Gegensatzes für die Entwicklung eines selbstbestimmten Verhältnisses zur eigenen Lust ist vermutlich die These von der reinen, der unbestechlichen Natur, die jederzeit als unwiderlegbarer Zeuge gegen den verlogenen, verkommenen Menschen aufgerufen werden könnte.“ (48) Denn: „Natürlichkeit ist das, was wir für natürlich halten.“ (49) Dies gelte insbesondere für Frauen, die im männlich-dominanten Blick per se als „Natur“ gelten. Fatale Folgen hat das aber auch für Menschen, deren Sexualverhalten von der Norm abweicht. Zu behaupten, dies sei „von Natur“ aus angelegt, entlastet sie zwar von Schuld, macht sie aber auch zu Opfern und verschließt allen Anderen jeglichen Experimentierraum.

Da der Mensch, um sich in der Welt orientieren zu können und Halt zu finden, befähigt sein muss, zu unterscheiden dessen was ist und nicht ist, ist er auf in Begriffen verankerte Eindeutigkeiten angewiesen. Sexualität mit ihrer Vielsinnigkeit, ihren Grenzüberschreitungen und nicht auslotbaren Abgründen, egal ob es sich um autoerotische Phantasien und Handlungen oder die dialogische Erfahrung mit dem Anderen handelt, treibt das Individuum indessen an die Abbruchkanten der Vernunft und löst

Ängste aus, die von unserer abendländischen Scham- und Schuldkultur orchestriert werden. Anders in China, wo man Bräuten kleine Erdnüsse aus Porzellan mitgab, in denen kleine Figuren in die Freuden des Sex einführten – sexualpädagogische Unterstützung für die jungen Ehemänner (vgl. Abb 1).

Der abendländische Geist dagegen verbarrikadierte sich in Abwehr oder übte sich in der instrumentellen Eingemeindung der Sexualität. Dass Sex gesund ist und spannend, weiß jede und jeder, und insofern dient er der eigenen Leistungserhaltung respektive dem emotionalen Druckabbau. Einen kritischen Blick wirft die Philosophin aber auch auf die Unternehmen der Sexualreformer und ihre Nachfolger, Sexualität zu einem energetischen Kraftfeld für die Revolution zu machen und sie damit wieder in Dienst zu nehmen. „Die unterdrückte Libido aber nur anzusprechen, weil man in ihr eine Kraft vermutet, die der Geist allein durch Argumente niemals entfesseln könnte, wenn es um die Veränderung der Gesellschaft geht, zeugt von allem anderen als von Respekt vor dem Sex. Schlimmer noch, es wäre doch ebenfalls instrumentelle Vernunft, nämlich die konsequente Instrumentalisierung der vermeintlichen Naturinstanz gegen die instrumentelle Vernunft der Anderen.“ (211) Vielleicht, mutmaßt die Autorin, daher deren ungebrochene Furcht vor der Onanie: „Der Grund dafür, dass Sigmund Freud, Wilhelm Reich und viele nach ihnen die Autoerotik für problematisch hielten, war offenbar die Furcht vor der Scham und den Folgen des Minderwertigkeitsempfindens für das Leben überhaupt.“ (128) Es könnte aber auch sein, vermutet die Autorin, dass sie fürchteten, der Mensch könne sich möglicherweise selbst genug sein.

Sich „das sexuelle Interesse wie ein kleines ungestümes Haustier vorzustellen, das gelegentlich zu Spielen herauswill, und, sobald es vor die Tür darf, dazu animiert, mit ihm die Zeit zu vergessen“ (103), von dieser unbeschwerteren, (und manchmal auch sarkastischen) Art sind die Bilder, mit Hilfe derer Stangneth ihr Terrain erkundet. Viel Wert legt sie auf die Rehabilitation autoerotischer Erfahrung, den Dialog mit sich selbst und die damit verbundene „Autorenmacht“ (119). Sie weiß aber auch, dass das, was sich lustvoll oder gewaltsam in die Körper einschreibt, nicht vergessen wird und als Erinnerung wieder aufscheint. Dass sie in der einen oder anderen Weise missverstanden werden könnte, ist ihr bewusst und sie schreibt deshalb im Kapitel „Bildungsreisen“: „Es gibt den ‚unschuldigen‘ Körper als Gegenstand der sexuellen Erfahrung nicht, ohne sich auch des Verbrechens schuldig zu machen, sich an der Unschuld zu vergreifen.“ (230)

Im gelungenen sexuellen Dialog mit dem Anderen jedweden Geschlechts, auch darauf macht die Autorin aufmerksam, gehe es aber auch um mehr als um die eigene Ergänzung, die Wiederherstellung des antiken Kugelmen-

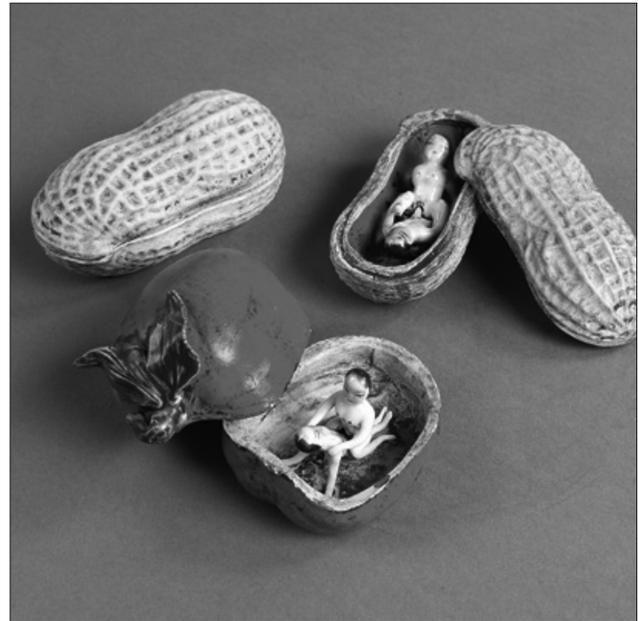


Abb. 1: Wäschebeschwerer. China. Bemalte Porzellanschalen mit verschiedenen Figuren aus glasiertem Porzellan. Pfirsichfrucht Größe 6×7×5cm. Erdnüsse Größe 4×10×4cm. 19. Jh. Entnommen aus Stangneth, B., *Sexkultur*, 176

schen. Das „dialogische Vermögen“ setzt die Bereitschaft voraus, Rituale und Machtspiele hinter sich zu lassen und sich der eigenen Bedürftigkeit zu stellen: „Nur wenn beide das Risiko des offenen Umgangs mit den eigenen Abgründen und Ängsten wagen wollen, können sie auch miteinander herausfinden, wie weit der Zusammenhang von Denken und Fühlen reicht.“ (265) Denn es ist ja gerade der Andere, der „das Ganze“, was einem selbst verwehrt ist, repräsentiert, erfahrbarer Leib, zu schauender Körper und Resonanzraum. Das ist etwas ganz anderes als die Schaulust jener Richter, die in Praxiteles' Gemälde die nackte Phryne zum Objekt machen, und deren Lächerlichkeit Willi Winkler in einem erhellenden Beiwort entlarvt.

Angesichts der Realität gewaltsamer sexueller Übergriffe, kommerzialisierten Sexkonsums und gezähmter Ausflüge in die Nachbarreviere mag man den Furor, den Stangneth für ihren Gegenstand an den Tag legt, für romantisch halten. Romeo und Julia, das räumt sie ein, sind in den Niederungen des Gesellschaftlichen eher der Ausnahmefall, und ihr Scheitern wird von traurig-resignierter Genugtuung begleitet. An einem lässt ihr außerordentlich sprachgewandtes und inspirierendes Buch, auch wenn nicht jede These originell ist, keinen Zweifel: Wir Menschen sind nicht gemacht für Diversität und müssen Neugier und Vielfalt mühsam kultivieren. Wir werden immer den Wunsch hegen, das zu ordnen, was überhaupt den Wunsch nach Ordnung aufkommen lässt: die Sexualität, die viel mehr als nur „Beiwerk“ menschlicher Entfaltung ist.

Ulrike Baureithel (Berlin)